

Naturschutz als eine sittliche Forderung

Von Hannes Karasek

Beim Aufräumen meiner Bibliothek fanden sich zufällig einige Bücher zusammen, die anscheinend nichts miteinander zu tun haben und trotzdem zusammengehören. Ein weitgereister, kluger Mann berichtet von den Schätzen der Erde und der Notwendigkeit sie für den Menschen so zu nutzen, daß die Furcht vor Not und Hunger weiche und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft in die Herzen einziehe. Er entwickelt kühne Pläne: Meere werden abgesenkt, Flüsse und Ströme umgeleitet und gestaut, die Wüste wird fruchtbar und aus der Tiefe der Gebirge alles wertvolle Gestein gegraben. Er konstruiert eine neue Welt, in der alles dem Menschen nützt. Ob diese Pläne verwirklicht werden, werden wir nie erfahren; da die Not schließlich mit harter Faust zwingt, so wird die Technik doch manches ermöglichen. Diese Bücher sind heute sehr beliebt. Wenn wir aber uns mit den Lesern unterhalten, dann erschrecken wir, wie wenige die Furchtbarkeit dieser künstlichen Welt empfinden.

In einem anderen Buch erzählt ein deutscher Geologe sein Abenteuerleben, das er während des letzten Krieges in der Namib Südwestafrikas führte. Er kämpfte mit einer erbarmungslosen Natur, die ihm und seinem Kameraden das Leben schwer machte, die sie aber auch unendlich beschenkte. Wie sieht es heute dort aus? Der „Kulturmensch“ kam, baute eine Straße und ohne Sinn schießt man die Tiere der Steppe krank, daß sie eine leichte Beute des Raubzeuges werden. Für diese Schande hat man die Notwendigkeit als Begründung, daß vielleicht einmal in guten Jahren die Herden des Menschen hinkommen.

Mancher wird denken, diese Dinge gehen uns nichts an, sie liegen in der Zukunft, sie geschehen in fernen Ländern. Was haben sie gar mit unserer fränkischen Heimat zu tun? Soll sich der Frankenbund auch noch damit beschäftigen? Unseren Bund hat ein Gefühl zusammengeführt, das viele Menschen heute nur noch am Sonntag kennen: die Liebe zu unserer schönen Heimat. Wenn wir aber mit offenen Augen sie durchwandern, dann müssen wir mit Erschrecken feststellen, daß auch bei uns der Mensch roh und gewalttätig mit der Natur verfährt, daß er leichtsinnig und unüberlegt zerstört, wenn es gilt seinen Nutzen — und sei es nur für eine kurze Zeit — durchzusetzen.

In diesem Jahrhundert muß die Menschheit sich mit vielen Problemen auseinandersetzen, die die Vergangenheit kaum ahnte. Die Erde wird ihr zu eng. Täglich wachsen ungefähr ebensoviel Menschen zu, als die Stadt Aschaffenburg Einwohner hat. Diese wollen essen, wohnen, sich kleiden. Diese natürlichen Bedürfnisse genügen, um uns bald zu zwingen das letzte Fleckchen Erde zu nützen und die letzte Rohstoff- und Kraftquelle zu erschließen.

Die Zahl der Menschen nimmt aber nicht nur zu, sondern auch die Ansprüche werden immer größer. Niemand möchte sich den Lebensbedingungen unterwerfen, die für unsere Väter galten. Der Mensch kann nicht mehr davon leben, was ihm die Natur anbietet, er muß sein ganzes Können und

alle Kraft aufwenden, den Ertrag zu steigern. Die ungeheure Technisierung unseres Daseins ist Ausdruck dieses Zwangs.

Es muß aber gefragt werden, ob die innere Einstellung des Menschen mit großen äußeren Fortschritten im Einklang geblieben ist. Leider verlieren die alten religiösen, sittlichen und politisch-wirtschaftlichen Mächte immer mehr an Einfluß. Daher schwinden Achtung und Ehrfurcht: vor dem Nächsten im „Tageskampf“, vor dem Schaffen der Väter, vor der Natur, vor der Schöpfung. Menschen, die nur sich kennen, müssen immer befürchten, daß sie den Boden unter den Füßen verlieren.

Es ist die Pflicht jedes gesund Empfindenden, alles zu tun, daß diese Entwicklung aufgehalten wird. Der Ruf nach dem Gesetzgeber und nach der Polizei nutzt nichts. Gesetze und Gebote sind sehr schön, sie schaffen aber heute, wo die Freiheit so oft mißverstanden wird, leicht böses Blut, sie sind ein Damm, der leicht bricht. Das Sittengesetz in unserer Brust muß geweckt werden, das an unsere Verantwortung mahnt, die wir besonders gegen die Schöpfung als ihr vornehmstes Glied haben.

Die Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß die Entfremdung von der Natur immer größer geworden ist. Wenn noch vor hundert Jahren der Bürger unserer Städte vor das Tor trat, dann erlebte er Wald und Feld in ihrer Schönheit, er freute sich am Wachsen und Gedeihen, er bangte vor Unwetter und Not. Das gab seinem Wesen eine harmonische Geschlossenheit. Heute gibt es in manchen Großstädten Kinder, die nie einen blühenden Apfelbaum, eine Kuh auf der Wiese sahen. Und ob die Sonntagsfahrer, die in langen Kolonnen über die staubigen Landstraßen ziehen, sie erleben, das wird wohl niemand annehmen. So kann keine Ehrfurcht entstehen! Bedauerlich ist, daß sehr viele gar nicht merken, was sie verloren haben.

Wehe aber, wenn die letzten Wurzeln einer natürlichen Empfindung die den Menschen mit der Natur verbindet, verdorren. Die Menschheit wird weiter bestehen; wenn aber die Erde überfüllt und nichts mehr da ist, den Hunger der Massen zu stillen, dann kann sich leicht jene furchtbare Vision verwirklichen, daß man gegenseitig über einander herfällt und sich wie ein Rudel Wölfe zerfleischt.

Die Natur soweit es möglich zu schützen und als Kraftquelle für Seele und Körper zu erhalten, ergibt sich also als Notwendigkeit. Die Aufgaben des Naturschutzes haben sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend geändert. Während es früher darum ging, einzelne Naturdenkmale, eine geologische Merkwürdigkeit, eine hervorragende Baumgestalt zu erhalten, oder seltene Pflanzen und Tiere vor der Ausrottung zu bewahren, widmet sich der Landschaftsschutz größeren Räumen. Diese gesteigerten Aufgaben können aber nicht mehr die wenigen Idealisten, die meist ehrenamtlich neben ihrem Beruf sich damit beschäftigen, leisten, sondern es muß bei möglichst vielen das Gefühl geweckt werden, daß der Mensch nicht so handeln darf und kann, wie es ihm paßt.

Wie steht es in Franken? Entsprechend dem Naturschutzgesetz von 1935, das heute auf der ganzen Welt als vorbildlich anerkannt wird, sind bei den Regierungen und Landkreisen Naturschutzbehörden eingerichtet. Daneben bemühen sich mehr als früher auch andere Einrichtungen, die Forstverwaltung, die Flurbereinigung, die Wasserbauämter usw. in ihrem Bereich dem Natur-

schutz gerecht zu werden. Die Autobahnen haben bei ihren Planungen eigene Landschaftsarchitekten eingesetzt.

Es wurde schon viel erreicht. Spessart und das Ufer des Mainvierecks wurden in jüngster Vergangenheit unter Landschaftsschutz gestellt, der bayerische Odenwald wird bald folgen. Durch diese Anordnung ist es nicht verboten, dort überhaupt keine Veränderung vorzunehmen; die wirtschaftliche Nutzung und die Pflege ist weiterhin erlaubt. Verboten sind lediglich Eingriffe, die das Landschaftsbild grundlegend verändern: radikale Kahlhiebe, breite Schneiden für Oberlandleitungen, Begradigung von Wasserläufen, Beseitigung von Feldgehölzen, Alleen, Parken.

Es war höchste Zeit. Das fränkische Land kann sich glücklich preisen, daß seine Lebensader, der Main, nicht das Experimentierobjekt des Wasserbaus wurde, wie Oberrhein, Neckar und Donau. Man lernte aus den Fehlern, und so blieb uns die Absenkung des Grundwasserspiegels, die so viel besten Boden unfruchtbar machte, erspart. Wie gefährlich diese ist, zeigt das Aischtal. Trotzdem weist das Tal des Mains genug Schandflecken auf: Sandgruben, Schutthalden von Steinbrüchen. Viele Unternehmer machen es sich bequem, sie tun nichts dazu, diese Wunden in der Landschaft durch Bepflanzung zu schließen, sondern vertrauen darauf, daß die Natur schon selbst helfen wird, die ja auch die Ufer des kanalisierten Stroms wieder mit Schilf und Buschwerk geschmückt hat.

Nach 1945 wurde gefordert, in Spessart und Odenwald durch Kahlhiebe Land für die Ansiedlung heimatvertriebener Bauern roden. Die Zeit, neues Land unter den Pflug zu nehmen, ist vorbei. Während vor 150 Jahren noch 40 % des Bodens bewaldet waren, sind es heute nur noch 28 %. Diese brauchen wir aber, um unser Land gesund zu erhalten. Wenn sie für die landwirtschaftliche Nutzung in Frage gekommen wären, hätten sie unsere Väter sicher schon gerodet.

Dem unsinnigen Roden, selbst auf kleinem Raum, gilt die besondere Aufmerksamkeit. Es gibt in Franken weite Gebiete, die die Bauern völlig ausgeräumt haben. Wenn man mit der Bahn von Würzburg nach Schweinfurt fährt, meint man manchesmal, man wäre in der ungarischen Steppe. Jedes Jahr flattern die Rauchfahnen der brennenden Hecken und Gehölze über das Land. Zur gleichen Zeit pflanzt man droben im Landkreis Hofheim und anderwärts mit viel Mühe und großen Kosten diese Schutzgehölze, die für die Gesundheit der Flur so wichtig sind, wieder an.

Und wie sehen unsere Wasserläufe aus? Wenn es so weiter geht, dann ist unser Main bald die Cloaca maxima des Frankenlandes. Als Student bekam ich einmal Mainwasser zur Untersuchung, das unterhalb Würzburg geschöpft worden war; aus dem Schmutz konnte man den ganzen Speisezettel der Bewohner dieser sauberen Stadt feststellen. Unser Main ist schwer krank; man leitet in ihn soviel Gift, daß er nicht damit fertig werden kann. Das Bad in seinen Fluten kann leicht lebensgefährlich werden. Aber immer größer werden die Massen der Abwässer, die besonders die Industrie in ihn schüttet, so daß er bei Aschaffenburg als eine trübe Brühe Bayern verläßt. Aber auch seine Kinder sind ebenso krank. Man muß weit wandern, um ein klares Bächlein zu finden, dessen Boden frei von Unrat und Abfall ist.

Diese kleine Auslese menschlicher Untaten mag genügen, um dem Heimatfreund zu zeigen, daß es unendlich viel zu tun gibt. Wir Franken wissen

zur Genüge, daß wir immer wieder die Wahrung unserer Belange München abringen müssen. In Fall des Naturschutzes müssen wir aber froh sein, daß dort der Naturschutz so ganz besonders gepflegt wird. In Oberbayern und im Alpenraum sind die Gefahren noch viel größer. Um nur einen Ärger zu nennen: ich bin froh, daß unsere Berge nicht so hoch sind, daß sich die Errichtung einer Bergbahn oder eines Lifts rentiert. Aus dieser Not heraus hat man an der Technischen Hochschule einen Lehrstuhl für Naturschutz geschaffen, und wir möchten nur wünschen, daß auch an unseren beiden fränkischen Landesuniversitäten eben solche errichtet werden.

Aufklärung, Rat und gesetzgeberische Maßnahmen sind aber nutzlos, wenn sie bei der breiten Masse kein Gehör finden. Der Naturschutz hat viele, mächtige Widersacher. Wie oft behaupten wirtschaftliche Kreise, daß diese komischen Käuze, die um jeden Baum weinen, ihre geheiligten Interessen beeinträchtigen, durch ihre Verständnislosigkeit sie die Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten, die Erschließung abgelegener Gebiete verhindern. Wenn z. B. mitten im schönsten Spessart ein Fabrikgebäude entsteht, das ebenso im nächsten Dorf sein könnte, dann kommen wir nicht mit. Der Naturschutz denkt nicht daran unsinnige Forderungen zu stellen, er ist Treuhänder der Allgemeinheit. Aus diesem Verantwortungsbewußtsein wird er die Pläne eines Einzelnen oder einer Interessentengruppe mit den Bedürfnissen der Gesamtheit in Einklang zu bringen suchen. Jeder muß wissen, daß der Mensch durch seine Gaben, die er mitbekommen hat, ganz besondere Verpflichtungen in der Schöpfung hat.

Dieses Wissen zu wecken ist sehr schwer. Die Lehrerschaft ist in allen Bundesländern angewiesen, dem Naturschutz im Unterricht ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die verschmutzten Lagerplätze am Waldrand, die zertrampelten Wiesen sprechen nicht gerade von einem Erfolg dieser Bemühungen. Man begreift es oft nicht, wie sich mancher aufführt. Im Wald, wo Stille und Ruhe herrschen soll, schleppt man den quäkenden Lautsprecher mit, verdirbt die reine Luft mit Benzingestank, weil man zu faul ist, einige Schritte zu gehen. Unsere Straßen „ziert“ ein Wald von Schildern, die oft noch dazu so verwaschen sind, daß niemand sie lesen kann. In vielen Fällen ist der „Nutzen“ die bequeme Ausrede um solches Tun zu entschuldigen. Ich bin aber überzeugt, daß eine planvolle Aufklärung und die Weckung eines gesunden Verhältnisses zur Schöpfung viel bessern und verhindern könnte.

Der Mensch muß von dem Übermut wegkommen, daß er meint, ihm sei alles gestattet. Vor einiger Zeit brachte der *Simplicissimus* ein bitteres Bild: Auf der Zehenspitze des ungeheuer großen Herrgotts sitzt das Menschlein mit der Atombombe. „Sie sind sich doch darüber klar, Mister Gott, den Tag des Jüngsten Gerichts bestimmen von jetzt ab wir!“ Vieles, was der Mensch in der Natur angerichtet hat und anrichtet, wirkt ebenso verheerend wie diese Mordwaffe. Man hört dann förmlich die hohnvollen Worte: „Sie sind sich doch darüber klar, Mister Gott, wie ihre Schöpfung aussehen soll, das bestimmen jetzt wir!“ Ein furchtbarer Gedanke.

Daß dieser Übermut nicht wahr werde, müssen alle sittlichen Kräfte geweckt werden. Naturschutz ist eine hohe Aufgabe, der sich kein Heimatfreund entziehen kann. Unsere Enkel erwarten, daß wir ihnen unser schönes Frankenland gesund und sauber übergeben.

Die „Hohe Straße“ zwischen Itz und Baunach

Von Hermann Offenwanger

Die ältesten Verkehrswege, die wir kennen, gingen meist abseits der menschlichen Ansiedlungen als sog. Hochstraßen oder Höhenwege auf den Bergkämmen entlang. Stets nützten sie die günstigsten Bodenverhältnisse aus; sie hatten wenig oder gar kein Gefälle, so daß die sicher noch recht primitiven Transportmittel jener Zeit möglichst eben und trocken vorwärtskommen konnten. In der fränkischen Epoche dagegen (6. bis 10. Jhd.) legte man Straßen auch planmäßig im Tale an. Brücken, Knüppeldämme (sog. Specken, vgl. den Ortsnamen „Specken“ bei Eyrichshof) in sumpfigem Gebiet und Hohlwege zur Verringerung der großen Steigungen sind die untrüglichen Kennzeichen dieser frühmittelalterlichen Talstraßen, die an der Grenze zwischen Ackerland und Wiese von Ort zu Ort liefen.

Zwischen Itz und Baunach führt eine mit allen typischen Merkmalen ausgestattete Hochstraße von Gemünda a. d. Kreck über Memmelsdorf-Untermerzbach nach Süden bis über Baunach hinaus. Auf der Höhe des Sentberges (südlich Baunach) gabelt sie sich. Nach Nordwesten findet sie von dort ihre Fortsetzung in dem bekannten Rennweg, der sich auf dem Kamm der Haßberge hinzieht. 1) Der nach Süden laufende Zweig trifft bei Dörfleins auf den Main, wo ursprünglich eine Furt, in geschichtlicher Zeit aber eine Brücke, über den Fluß führte. Diese Brücke wurde am 26. März 1633 von den Schweden verbrannt und nicht wieder aufgebaut, da inzwischen der Verkehr von den Höhen in die Flußtäler gewandert war und dadurch die alte Hochstraße ihre frühere Bedeutung eingebüßt hatte. 2) Im Norden, von Gemünda a. d. Kreck aus, führt der im Volksmund noch heute „Hohe Straße“ genannte Weg westlich an Ummerstadt/Thüringen vorbei und mündet schließlich bei Bad Colberg in die Landstraße Colberg — Heldburg. Es fällt auf, daß die „Hohe Straße“, obwohl sie wie ein gewöhnlicher Feldweg aussieht und stellenweise nur zwei Meter breit ist, östlich von Autenhausen auf einer Strecke etwa von einem Kilometer die bayerisch-thüringische Grenze bildet. Das Zusammenfallen mit Flurgrenzen auf größeren Strecken ist ja eines der wichtigsten Kennzeichen der Altstraßen. Dies ist bei dieser „Hohen Straße“ wiederum zwischen Sesslach und Hattersdorf, bzw. Rothenberg der Fall. Diese Tatsache dürfte ein Beweis dafür sein, daß diese „Hohe Straße“ bei der Gründung der genannten Orte schon vorhanden war. Was lag näher, als den markanten Höhenweg als Gemeindegrenze zu benutzen? Etwa 50 Meter südlich der Stelle, wo sich die „Hohe Straße“ mit der Landstraße Sesslach — Rothenberg kreuzt, liegen die Trümmer einer Marter, die leider keine Inschrift oder Jahreszahl aufweist. Vermutlich stammt das zertrümmerte Denkmal aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege. Damals gehörte Rothenberg zum Klosterhof Tambach, der den Cisterciensern des Klosters Langheim unterstand, Sesslach aber zum Hochstift Würzburg. Vielleicht war diese Marter ein Grenzzeichen. Auf alten Landkarten, z. B. auf der aus dem 18. Jhd. stammenden „Bemessung des Ortes Hemmendorf“ (Bahnhofstation Lahm/Itzgrund), die sich im Staatsarchiv Bamberg befindet, sieht man die Bezeichnung „Hohestraße“ für unseren Altweg. Auf dem Sesslacher Zentplan von 1650 ist er als „Die Landstraßen“ eingetragen. Im Volksmund erzählt man sich heute noch von Kaufleuten oder Rittern, die einst auf ihr